

bis zum letzten Tropfen. Und dieses Opfer, das Ich morgen am Stamme des Kreuzes darbringen werde, sollet ihr erneuern bis zum Ende der Zeiten: „Tu et es zum Andenken an Mich!“ Tu et es zur Erinnerung an die Liebe, mit der Ich euch geliebt, mit der Ich für euch gelitten habe! — Das ist, lieber Leser, das Testament Jesu Christi! Da Er im Begriffe steht, nach Gethsemani zu gehen, am Vorabend Seines Kreuzesopfers, am Vorabend Seines Hinscheidens, läßt Er uns ein so hehres, geheimnisvolles Andenken zurück.

Muß unsereiner, lieber Leser, sich von seiner Familie trennen, schickt er sich an, über den Ocean zu fahren, so wird er seinen Angehörigen jedenfalls sein Bild zurücklassen. Das ist alles, was wir tun können; denn wir sind eben arme Geschöpfe. Jesus Christus aber ist Gott; darum läßt Er ein Andenken zurück, das der Wirklichkeit gleichkommt: Er verewigt Sein Andenken in einer geheimnisvollen Gabe, die Er uns von Seiner eigenen Wesenheit macht. Die Worte, deren Er Sich dabei bedient, sind so deutlich und klar, daß es einem klar denkenden Geiste, einem aufrichtigen Herzen, also einem Herzen, das nicht durch Vorurteile oder Leidenschaft befangen ist — geradezu unmöglich wird, die wirkliche Gegenwart des Herrn in diesem hl. Sakramente nicht zu glauben. „Ich habe mich abgemüht“, sagt darum selbst Luther, „ich habe mich abgemüht zu beweisen, daß in der Eucharistie der Leib und das Blut Jesu Christi nicht vorhanden sei, denn das würde ein herber Stoß für das Papsttum gewesen sein. Allein es ist unmöglich; der Text steht zu gewaltig da.“ — Und wie haben unsere getrennten Brüder der Sprache Gewalt antun müssen, um sich der Beweisraft dieses Textes — für unsere katholische Lehre — zu entziehen! Dieses Textes, den die Apostel ebenso dem Wortsinne nach aufgefaßt haben, wie wir heute! Darum bewahrt man in Rom noch heute den Altar, auf dem der Apostel Petrus vor nahezu zwei Jahrtausenden die heiligen Geheimnisse gefeiert hat nach dem Worte des göttlichen Meisters: „Tu et dieses zu Meinem Andenken!“

Bekanntlich sah die Kirche in ihren ersten Lebenstagen sich gezwungen, in die Katakomben sich zu flüchten. Steigen auch wir, lieber Leser, einmal im Geiste hinab und befragen die alten Inschriften, und wir werden uns bald überzeugen, daß die Kirche in den Katakomben einst dasselbe über die Eucharistie gelehrt hat, was sie heute noch lehrt. Auf dem Grabe der Märtyrer wurde das Blut des Gottmenschen im hl. Weisopfer dargebracht; vor der Grabstätte eines Märtyrers empfing der Christ den Leib des Herrn, bevor er zum Martertode ging. Als aber die Kirche die Freiheit wiedererlangt hatte, erhoben sich alsbald herrliche Tempel, um das Tabernakel zu umgeben, den bescheidenen Thron des Gottmenschen, der „Seinem Volke nahe sein will.“

So ist es seit nahezu zweitausend Jahren! Befragen wir die heiligen Väter der Kirche, vom hl. Ignatius von Antiochien im 1. Jahrhundert bis zum hl. Augustinus im 4. Jahrhundert, vom hl. Augustinus bis zum hl. Bernhard im 12. Jahrhundert, vom hl. Bernhard bis zum hl. Franz von Sales im 17. Jahrhundert — so haben wir eine lange, wunderbare Kette vor uns, in der ein Ring an den andern anschließt, und alle geben übereinstimmend ihr Zeugnis dahin ab: Jesus Christus ist im allerheiligsten Altarsakramente wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig!

S.

Im Zeichen des Krebses.

Bunte Studien von Wilhelm Clobes.

Sommerjonnentwendzeit!

Das ist die Zeit, in der die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt. Nun gehts wieder rückwärts oder auch in's Sternbild der Zwillinge, wie uns die Astronomie lehrt. Der berausende Duft des Jasmin wetteifert mit dem gesunden herzstärkenden Geruche der Lindenblüte.

Johanniswürmchen funkeln und leuchten in Busch und Hecke. Durch die Scylla der Winterbälle, Réunions, Konzertssoirées und Thé dansants ist Papa hindurchgekommen. Die Charybdis der Sommerfeste, Kongresse, Tagungen erwartet ihn.

Wir stehen vor dem Zenitpunkt des Jahres. Unser goldschimmerndes, wärmespendendes Tagesgestirn erhebt sich immer majestätischer über den Gesichtskreis, um im höchsten Stand erglänzend, des Sommers offiziellen Anfang zu verkünden.

Schweißtropfen, Sprengsäffer, Fruchtteig, Sonnenschirme und Kesselfoiletten zur Sommerfrische stehen auf den Programms. Es ist diejenige Periode des gesüßtesten Jahres, da die Königin der Flora ihren Blütenzauber entfaltet, die dichtbelaubten Bispel in balsamischem Wohlgeruch verliebte Pärchen an lauen Abenden berauschen; die Handwerksburichen mit Stenz und Felleisen von Raff zu Raff tippeln, die Zeit, da das Moos auf den Hinterhansdächern wächst und im Vorderhans sämtliche Gardinen und Jalousieen geschlossen sind.

Das Bild kann sich aber mit kinematographischer Plögllichkeit ändern. Arrritsch! In den Wolkenregionen, schwarz in schwarz, rollen die „Regelkugeln.“ Angsterfüllt schauen die Menschenkinder empor nach den indigotiefblauen „Seglern der Lüfte“, die am Firmament herumspoltern. Gelbflammende Vltze zucken aus dem blauschwarzen Bauche. Die schönsten Tourenprojekte werden „zu Wasser“. Papa, Mama, Schwiegermutter, die Tante aus Dudenwalde und der schweißebelnde Schnauz lernen den Erfinder des Regenschirmes hochachten, wenn sie durch die Boshaftigkeit und Behemeng der Spritzengeister total übergoßen werden. Der bedrängte Familienvater aber stellt in ergebener Resignation Betrachtungen an über den Wagemut bei Landpartien im Allgemeinen und die Zukunft seines Bratenrodes im Speziellen.

Der Bauernmann reißt sich dagegen die Hände, wenn er Städter im Regen erblickt. Er lacht sich ins Häustchen, denn „donneris im Juni, so gerät das Getreide“, oder „bläst der Juni in's Donnerhorn, so bläst er ins Land das liebe Korn“.

Im großen Konzertsaal der Natur lassen Amsel, Drossel, Reißig und Rotkehlchen ihren Gesang in den künstlerischsten Melancierungen erschallen. Erhaben über jeder Kritik. Die Lerche schmettert die Fansare, Meister Staar pfeift und als hervorragende Assistenten akkompagnieren die Käfer auf dem Baß den klingenden, so unsagbar zu Herzen gehenden gewaltigen Lobhymnus zu Ehren dessen, der über den Wolken tront.

Und dann halt, ich hätte ihn bald vergessen, den Meister Storch.

Wie sich dieser langbeinige Freund der Kinder gern ab und zu von seinem verwitterten Kirchendach aus dem Revier der Schornsteine und Kuchfloeken herniederläßt, um an idyllischen Waldwässern und in den Biesenjümpfen ein beschauliches Leben zu führen, sehnt sich auch der geplagte Mensch um diese Zeit nach der Sommerfrische und kanns nicht diese sein, wenigstens nach dem erquickenden Bad.

Na, und Sommerfrischen gibt's jetzt bekanntlich überall!

Heutzutage ist beinahe jeder Ort als „besonders zur Sommerfrische geeignet“ angepriesen. In den „Kuchhäusern“ des Ortes sind Winterstaub und Spinnweben hinweggefegt, die Betten und Matratzen ausgeklopft! Der Wirt zum „guten Tropfen“ in Dingsd! zieht eifrig seinen Nebenjaß ab, der mit einem Duzend Etiketts bellebt, die verschiedensten Sorten vom Rhein und der Mosel abgibt. Sein gefährlicher Rivale, der Hoteller zur „schönen Aussicht“ gibt die neuesten Aufnahmen seines romantischen — Dingerhäufens weit über ihre wirklichen Dimensionen hinaus auf „Ansichtskarten mit Blumenduft“ wieder und die Wirtin „zum Genickbruch“ gibt der lieben Konkurrenz zum Trost anstatt drei Pfannen vier Stück in dieser Saison zum Nachtsch.

Die Zeit des Badens und der Bäder verlangt energisch ihr Recht. Für einfache Leute heißt's da bloß Baden. Reiche und wohlhabende Menschen sind mehr für Baden-Baden. Die einfachen Leute baden ebenso einfach für 10 Pfennige unter den Brausedouchen oder im freien Fluß.

In der Sommernacht wird der nördliche Himmel durch die heraufdringenden Sonnenstrahlen auch über die Mitternacht hinaus erhellt. Immerwährende geheimnisvolle Dämmerung! Im schönsten Sprühlicht des Planetenfeuers wirft Venus ihren Abglanz in die vielen, vielen liebebegehrenden, liebege währenden Herzen, die sich tief dort unten auf der Erde im Sommernachtsraum eng aneinander schließen! . . .

„Ueber das Thema vom Lieben wurden schon Berge geschrieben!“ Das Ewig-Männliche zieht sie hinan! Um die Sommernacht war's auch, als die Evasdöchter grauer Vorzeiten seltsame Rezepte brauten um „die Männer zu fesseln.“ Müßt wohl in der Kunst etwas profitieren? Von! aber vertraulich, ganz diskret will ich euch allerhand ansplandern. Tretet näher und duckt euch fein!

Schon die thessalischen Weiber verstanden es Liebestränklein zu brauen. Von den Liebestinkten im alten Rom wissen die Poeten Apulejus, Horaz und Virgil viel zu berichten. Im Mittelalter stand man auf des Griechen Pindar Standpunkt. Die Junge des Wendehals, besser aber das ganze Vieh galt als bewährter Minnezauber, den man in der Nähe des Geliebten bei sich tragen mußte, „ihn, den Herrlichsten von Allen“, mit magnetischer Kraft anzuziehen. Andere „Jungfräulein“ suchten sich von „ihm“ irgend einen Gegenstand zu verschaffen. Die kühnsten Wünsche aber könnt ihr, alten Zauberbüchern gemäß, der Sichel des Neumondes oder den Sternschnuppen anvertrauen, um eure unglücklich liebenden Seelen in den Himmel steigen zu lassen.

Dann aber geht mit euern Wünschen so weit wie irgend möglich, und zieht das Mittel nicht, nehme ich alles im Namen der längst vermoderten Hexenmeister feierlichst und reuevoll zurück. Wir stehen ja im Zeichen des — Krebses.

Die sieben Schläfer.

(27. Juni.)

Skizze von Thomas Wels.

Um das Jahr 250 nach Chr. Geburt wütete eine grausame Christenverfolgung im ganzen römischen Reiche. Der Kaiser Decius, welcher dieselbe veranlaßt hatte, durchzog die Länder und schürte aller Orten das Feuer des Hasses und der Mordlust gegen die Gläubigen. Als er in Ephesus sich aufhielt, wurden ihm sieben Brüder vorgeführt, welche sich standhaft zu Christo bekannten. Ihre Namen waren: Maximianus, Malchus, Martinianus, Konstantinus, Dionysius, Johannes und Serapion. Zwar versuchte der Kaiser

sie mit vielen und freundlichen Worten zu überreden, von dem Glauben an Christum abzulassen, allein sie hielten fest und sagten, daß sie lieber jedes bitteren Todes sterben wollten. Sie waren jung und schön, und um so mehr trachtete der Kaiser darnach, ihrer Leiber zu schonen und ihre Seelen zu verderben. Er entließ sie daher und sprach: „Gehet hin für diesmal. Ich gebe Euch Zeit, Euch zu bedenken. Wenn ich wieder komme, werde ich Euch zum letzten Male fragen, ob Ihr den Göttern opfern oder sterben wollt.“

Die sieben Brüder, die wider Erwarten in Freiheit gesetzt waren, entwichen in die Gegend nahe bei der Stadt; hier fanden sie eine tiefe Höhle, in der sie sich verborgen. Von Zeit zu Zeit aber wagte sich einer von ihnen in die Stadt, Speise zu kaufen, und so fristeten sie ihr Leben viele Tage. Als der Kaiser nach Ephesus kam, gedachte er der sieben Jünglinge und befahl, sie ihm vorzuführen. „Herr, sie sind entwichen,“ antwortete man ihm; „aber wir haben erspöht, wo sie sich verborgen halten, und nur Deines Befehls gewartet, was mit ihnen werden solle.“ Sie erzählten von der Höhle und fragten, ob sie hingehen sollten, um die Flüchtlinge herbeizuführen. Decius aber sagte: „Sie haben ihr Grab gewählt, darin sollen sie bleiben!“ Sofort sandte er Leute hin, welche den Eingang der Höhle mit Steinen vermauern sollten. Ein Christ, welcher dies sah, nahm ein bleiernes Täfelchen, schrieb die Namen der sieben Jünglinge darauf, sowie, warum sie solchen Tod erlitten. Dann warf er das Täfelchen in die Höhle, damit das künftige Geschlecht, wenn es dereinst die Gebeine finden würde, auch wüßte, was es von ihnen zu halten hätte. Bald schloß sich die Höhle von unten bis oben.

Die Jünglinge hatten sich in den innersten Gang der Höhle geflüchtet und hielten sich brüderlich mit ihren Armen umschlungen. Nachdem sie ihren Leib und ihre Seele dem Schutze des allmächtigen Gottes empfohlen hatten, schloßen sie ein, wie ein Kind im Schoße seiner Mutter einschlüft. Hundertsechszundneunzig Jahre waren vergangen, über das römische Reich herrschte der fromme Kaiser Theodosius. Niemand dachte mehr an die sieben Brüder von Ephesus und ihr Schicksal. Da fiel einem Bürger von Ephesus die von Mauerwerk verschlossene Grotte in die Augen und gedachte, sie als Stall für seine Schafherde, die sich sehr vermehrt hatte, zu gebrauchen. Er ließ die Höhle öffnen und bald war der Zugang wieder frei, niemand ahnte das Geheimnis, welches sie einschloß.

Als nun der erste Sonnenstrahl und der frische Hauch des Lebens hineindrang, erwachten die Schläfer aus ihrem Totenschlase. Sie wußten nicht, was ihnen geschehen war und meinten, nur eine gewöhnliche Nacht durchschlafen zu haben. Da sie Hunger verspürten, machte sich der jüngste unter ihnen, Malchus, auf den Weg in die Stadt, um Speise zu kaufen. Als er aber heraustrat und sich umsah, ob auch kein Verfolger in der Nähe sei, da erschien ihm die Gegend ganz anders. Die Menschen gingen auf den Feldern ihrer gewohnten Arbeit ruhig nach, kein argwöhnischer Blick begegnete ihm, die Welt schien eine ganz andere Gestalt angenommen zu haben. Da kommt er aus Thor, wo ein großes Kreuzigt über demselben emporragt; in der Stadt aber sieht er daselbe Zeichen auf allen Tempeln erglänzen und aus einem derselben hört er die Stimme der Gemeinde erschallen: „Herr Gott, Dich loben wir!“ Er weiß nicht, ob er wache, oder träume.

Da gedenkt er seiner Brüder und des Zweckes, der ihn in die Stadt geführt. Bei einem Bäcker kauft er Brot und als er dem Verkäufer ein Geldstück gibt, reicht dieser es ihm wieder mit den Worten: „Freund, ein anderes, dieses gilt nicht mehr.“ Verwundert antwortete der Jüngling: „Und doch hat es

gestern noch gegolten!“ worauf der Bäcker die Münze genauer betrachtete und erstaunt ausrief: „Gestern? wo denkst Du hin? Das ist ja ein uraltes Geldstück. Schau her, das ist ja des Kaisers Decius Bild und Name! Und als der Jüngling fragte: „Ist denn Kaiser Decius nicht unser Kaiser?“ rief der Mann mit Entsetzen: „Behüte uns Christus, daß dieser die heilige Christenheit regiere! Bist Du wahnsinnig oder was ist mit Dir?“

Unterdessen hatten sich viele Leute von der Straße um die beiden gesammelt, das Geldstück geht von Hand zu Hand und von allen Seiten dringt man in den Jüngling: „Wo hast die alte Münze her, gesteh es, Du hast einen Schatz gefunden!“ Da dieser auf solche Fragen nur verworrene Antworten gab, da er nicht begriff, was man von ihm wollte, wurde er schließlich vor die Obrigkeit geführt, um hier Rede und Antwort zu stehen. Bald stand Malchus, der meinte, man führe ihn vor Decius, den heidnischen Wüterich, vor dem Bischof, welcher ihn freundlichst fragte, wer und woher er sei. Er gestand, er sei einer jener sieben, welche vor einiger Zeit dem Tode und Drohen des Kaisers Decius in eine Höhle in der Nähe entwichen seien.

Verwundert aber sprach der Bischof: „Vor zweihundert Jahren hat ein Kaiser dieses Namens das römische Reich beherrscht und unsere Vorfahren um des Glaubens willen hart bedrängt. Seitdem sind viele Kaiser ihm auf dem Throne gefolgt, und jetzt waltet Kaiser Theodosius über uns. Das Heidentum ist längst abgetan, und alle Götzen sind gestürzt. Wohl geht unter uns die Sage, daß einst sieben Jünglinge um ihres Glaubens willen in eine Felshöhle eingekerkert worden seien, von denen einer den Namen trug, den Du Dir beilegst. Bist Du ein Christ, so gib Gott die Ehre und sage uns: Wo sind Deine Brüder und der Ort Eures Aufenthalts?“

Als das der Jüngling hörte, hob er seine Stimme auf und weinte laut. Dann führte er das Volk dahin, wo seine Brüder waren und man fand es, wie er gesagt hatte. Auch das Täfelchen kam zum Vorschein mit ihren Namen und dem Zeugnisse ihres Märtyrertums. Im Triumph führte man die vom Tode erstandenen Jünglinge in die Stadt und auch Kaiser Theodosius, welcher die Baudernachricht gehört hatte, eilte herbei, um sich von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen. Am Abend aber kehrten die sieben Brüder wieder in ihre Grabeshöhle zurück, und nachdem sie miteinander Gott gedankt und gebeten, legten sie sich zur Ruhe und sind nicht mehr aufgewacht. Am anderen Morgen fand man sie sanft und selig entschlafen.

Der Kaiser Theodosius beschloß, den Märtyrern ein goldenes Grab zu bauen; Gott aber verbot ihm solches in einem Traumgesichte in der Nacht und gestattete nur, über der Grabeshöhle eine Kirche zu errichten.

Das Waldfräulein.

Novellette von Franz Kurz-Eisheim.

„Monbijou“ hatte der erste Besitzer das Schloßlein gekauft, das tief im Walde fast ganz versteckt lag. Das muß noch in der Rokokozeit gewesen sein, den Jahren des Puders und der Keifbröcke und der zierlich gedrechselten Grazie. Darauf deutete wenigstens der Stil des Bauwerkes hin, das in der Tat ein kleines Bijou, ein Kleinod war. Und wie die Sage ging, hatte der Erbauer es seiner Dame verehrt, die ihm die Liebste gewesen auf Erden. Und heute noch schien in jenen Räumen ein Duft aus jener Zeit zurückgeblieben zu sein, war es manchmal noch, als hätten hinter den altmodisch gewordenen Möbeln hervor lustige Gesichter und hörte

man den leichten Schritt der Menuettänzer und Tänzerinnen, die sich früher hier vergnügt hatten, fernab dem lauten Getriebe der Welt.

Aber heute — jetzt gehörte das Schloßlein dem Baron von Weitorff — war die Freude und das Lachen aus ihm verbannt. Und doch wohnte in ihm die schöne junge Baroness Vera, die einzige Tochter des Barons, und verträumte hier ihre Tage. Seltener sah sie den Bannkreis Monbijous überschreiten und dann nur, um in das benachbarte Dörfchen zu wandern und dort diese oder jene Not zu lindern, von der ihr ihre Kammerfrau, eine ältere Matrone, getreulich berichten mußte. Und wie eine gütige Fee möchte sie dann wohl den Dörfchern erscheinen, die sie mit geheimer Verehrung das „Waldfräulein“ nannten. Auch das wußte sie und sie lächelte darüber; denn sie verstand den Namen, ein Räthsel, das die Gesichtszüge verklärte und verschönte und jeden, dem es galt, glücklich machte, als wäre ihm etwas besonders angenehmes geschehen.

Und es hatte eine eigene Bewandnis damit, daß Baroness Vera sich vollständig aus der Gesellschaft, die sie feierte und die ihr huldigte, zurückgezogen, und sich hier abgesiedelt hatte. Welch ausgelassenes lustiges Ding war sie ehemals gewesen, daß ihr Vater oft lachend meinte, an ihr wäre ein Junge verloren gegangen. Die wildesten Pferde bestieg sie, auf der Fuchsjagd war sie allen voran und damals hörte man noch ihr Lachen, hell und klar, durch die Lüfte schallen. Bis jenes schreckliche Ereignis eintrat. Mit ihrem Vetter, der allgemein als ihr Bräutigam betrachtet wurde, und dem sie auch nicht abgeneigt war, hatte sie auf dem zugefrorenen Gutsteiche, der zu dem Besitze ihrer Eltern gehörte, einmal Schlittschuh gelaufen. Auch da wild und unvorsichtig, wie sie so oft war, „Hafche mich“, hatte sie gerufen, und war davon gehuscht, um ihm zu entfliehen, geradenwegs auf eine Stelle zu, die nicht recht sicher war. Das Eis schwankte unter dem leichtbeschwingten Stahlschuh: sie achtete dessen nicht. Und auch der Vetter schien es nicht zu bemerken. Und da auf einmal, just, als er die Hand ausstreckte, um sie zu fassen, da brach die Decke und sie und er sanken hinab in das kalte Gewässer. Vergebliche Mühe, sich herauszuarbeiten. Das Eis bröckelte immer wieder nach. Erst nach fünf qualvollen Minuten entdeckte man die Baroness und rettete sie mit großen Mühen, die inzwischen ohnmächtig geworden war. Der Vetter konnte nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden. Der Arzt meinte, ihm müßte der Schlag getroffen haben. Und als sie endlich die Augen wieder aufschlug, da merkte man mit Entsetzen, daß sie vor Schrecken die Sprache verloren hatte. Nur einige unarticulierte Laute vermochte sie noch zu stammeln. Die Kunst der Doktoren blieb vergebens. Baroness Vera war stumm geworden.

Dieser furchtbare Schicksalsschlag hatte das junge Mädchen vollständig geändert. Jetzt saß sie tagelang in ihrem Zimmer und schaute hinaus in die aufkeimende Frühlingspracht und träumte. Und fragten sie ihre Eltern etwas, so starrte sie diese oft mit einem Ausdruck an, daß sie sich nicht der Befürchtungen erwehren konnten, auch ihr Verstand habe gelitten. „Nein, das glücklicherweise nicht“, meinte der zu Rate gezogene Arzt. „Aber sie muß sich erst in die veränderte Lage finden. Seien Sie nur nachsichtig gegen sie. Vielleicht ist eine längere Reise mit ihren neuen Eindrücken für die Arme von Vorteil.“

So reiste sie. Doch sie empfand offensichtlich kein Vergnügen daran und war froh, als man wieder zu Hause angelangt war. Im nächsten Winter wollte der Vater sie veranlassen, doch die Gesellschaft nicht zu vernachlässigen. Sie schüttelte den Kopf und schrieb auf die Schreibtisch, mittels deren sie ihre Gedanken übertrug: „Was soll ein stummes

Mädchen im Kreise fröhlicher Menschen? Ich bin zufrieden, wenn man mich ungestört läßt." Und als wieder der Venz kam, da verlangte sie, auf Schloß Monbijou übersiedeln zu dürfen.

So war aus der lebensprühenden Baroneß Vera das stille Waldfräulein geworden, von dem die Bauern mit Ehrfurcht sprachen. "Die reinste Märchenprinzessin," meinte einmal der Lehrer des Dörfchens. "Und ihr Schloßchen steht wirklich da, wie verzaubert. Und das alles ist, als müßte eines Tages ein schöner junger Prinz kommen und alles erlösen..."

Zwischen dem Schlosse und dem Dorfe lag, steil von der Waldhöhe abfallend, ein alter Steinbruch, dessen Rand schon wieder neues Gebüsch umwucherte. Vera war wieder einmal im Dorfe gewesen und kutscherte nun langsam in den dämmernden Abend hinein ihrer Behausung zu, als an dem Bruche die beiden Pferde plötzlich unruhig wurden und auszubrechen versuchten. O, ihre feste Hand hatte die Baroneße noch immer, und so waren die Tiere schnell gebändigt. Dann stieg sie ab, um zu sehen, was die Ursache des Aufenthalts war, und da fand sie, daß ein fremder Mann bewußtlos auf der Straße lag. Sein Kopf blutete aus einer tiefen Wunde. Offenbar war er, des Weges unkundig, auf einem Streifzuge durch den Wald an den Steinbruch gekommen und abgestürzt. "Wie oft habe ich schon den Gemeinderat des Dorfes um Abhilfe ersucht," dachte sie. Aber schließlich war jetzt keine Zeit zum Sichentrichten. Was nur beginnen? Sie konnte den Verunglückten doch nicht hier liegen lassen, denn wer weiß, wie sehr ihm Hilfe not tut. Ach was, sie muß versuchen, ihn in den Wagen zu schleppen und ihn zum Schloßchen fahren. Die Wunde blutet noch immer. Hätte sie nur etwas da zum Verbinden. Doch sie wußte Rat. Aus ihrem Unterkleide riß sie ein Stück heraus und wand es dem Manne um den Kopf. Und dann machte sie sich daran, ihn emporzurichten und in den Wagen zu bringen. Sie mußte alle Kräfte anspannen, bis sie ihr Ziel erreichte. Und dann fuhr sie langsam nach "Monbijou".

Die alte Margret, die Kammerfrau, machte Augen. Auch Franz, der Diener, der auf dem Schloßchen weilte, brummte etwas in den grauen Bart. Aber den Mann schickte Vera sofort nach einem Arzte und damit er sich nicht aufzuhalten brauchte, sollte er nur gleich wieder den Wagen mitnehmen. Inzwischen bemühten sich die Frauen um den Verunglückten, wuschen die Wunde aus und schafften den noch immer Bewußtlosen ins Bett.

Da der Arzt einen Transport in das zunächst liegende etwa drei Stunden entfernte Stadtkrankenhaus für zu gefährlich erachtete, blieb nichts übrig, als den Fremden im Schlosse zu belassen und eine Krankenschwester herbeizubehorden. Mit dieser teilte sich aber Vera selbst in die Pflege. Und sie hatte die Genehmigung, daß diese nicht nutzlos blieb.

Nach einigen Wochen hatte der Fremde die schwere Gehirnerschütterung, die er bei dem Sturze davongetragen, überwunden. Er durfte aufstehen. Und nun konnte er auch erzählen, woher er kam und wer er war. Arnold Bachmann hieß er und ein Maler war er, sogar einer, der einen nicht unbedeutenden Namen hatte. Auf einer Studienreise begriffen, hatte ihn das bekannte Mißgeschick erreicht. "Nein, kein Mißgeschick," sagte er einmal. "Auch das ist ein Glück für mich gewesen. Und wenn ich Sie, meine Retterin, betrachte, fühle ich es stets von neuem." Und Vera lächelte und errötete.

Ja, da hatte sich noch ein Gast eingenistet auf Monbijou. Ein unsichtbarer kleiner Kerl mit Pausbacken und Flügel und Bogen und Köcher. Gott Amor. Mit jedem Tage wurde es der Baroneße klarer, daß sie den

die Liebe, und sie fühlte nur zu sehr, daß sie ihm nicht gleichgültig war, als etwas anderes den Klang seiner Worte beeinflusste als nur die Dankbarkeit. Aber durfte sie ihn erhören? Darf sie, die Stumme, mit ihrem Leiden sich fürs Leben an einen Mann ketten, um ihm ein Hindernis zu werden. Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich selber, und sie ging siegreich daraus hervor. Sie hatte auf die Freuden des Lebens Verzicht geleistet...

Und was kommen mußte, kam. Ein Tag sah den Maler zu ihren Füßen, der ihr in feurigem Tone von seiner Liebe sprach. Wie ihr die Worte ans Herz griffen. Am liebsten hätte sie beide Arme ausgedreht und ihm bedeutet: "Komm." Und ihre Knie hätten ihm sagen müssen: "Ja, ich liebe Dich ja auch, mit allen Fasern meines Herzens. Und ich will Dein sein." Doch nein, sie wußte, was sie mußte. Und so schüttelte sie nur mit traurigem Lächeln den Kopf.

"Liebst Du mich denn nicht auch?"

Sie gab kein Zeichen auf die angstvolle Frage

"Oder schreckt Dich ab, daß Du stumm bist? Kann das meiner Liebe zu Dir Einhalt tun?"

Sie veränderte ihre Stellung nicht und sah über ihn hinweg in die Luft hinein. Vor den Augen flimmerte es ihr. Unzählige Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. Nein, sie darf ihm nicht gestehen, daß tatsächlich ihr Unglück sie abhält, ihm die Hand zu reichen. Wohl mag er sich jetzt über daselbe hinwegsetzen, im ersten Rausche der Liebe. Was wird aber später werden, wenn er wieder hineingeführt wird in den Unterschied zwischen lachenden, plaudernden Weibern und seiner stummen stillen Frau, auf deren Gemüt der Kummer lastet?

"Oder scheust Du gar, als hochgeborene Baroneß dem schlichten Bürgerlichen die Hand zu reichen?"

Die Frage konnte sie ruhig verneinen. Das wäre das wenigste gewesen. In die Verbindung hätten die Eltern ohne weiteres eingewilligt, wenn sie damit das Lebensglück ihres Kindes hätten begründen können. Indessen, sie mußte ihm, um ihm alle Ueberredungsversuche abzuschnelden, gestehen, daß sie ihn nicht liebt. Und sie nahm ihre Schreibtisch und schrieb mit fester Hand nieder, daß ihr sein Antrag nur ehrenvoll wäre, daß sie ihn aber nicht zu erhören imstande sei, da sie seiner Liebe nicht die ihrige entgegensetzen könne...

Der Maler fuhr empor. Die Sicherheit, die ihm auch das stürmische "Du" in der Rede ausgepreßt hatte, verließ ihn. "Dann wäre es besser gewesen, Sie hätten mich draußen liegen und umkommen lassen, anstatt mir das Leben zu retten und mich dann in Nacht und Elend hinauszustofsen. Sie wissen nicht, daß Sie mir ein Dasein gegeben haben, das keinen Wert mehr für mich besitzt. Leben Sie wohl..."

Und hinaus war er.

Und auf einmal überfiel sie eine seltsame Angst. Das hatte ja gerade geklungen, als wenn er — nein, das ist doch nicht möglich, er wird sich kein Leid antun, er ist ja ein Mann, er wird sein Weh tragen, wie sie das ihre. Aber die Unruhe, die sie jetzt beherrscht, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben vermag! Sie klingelt der Kammerfrau. Die ist ja nicht da. Auch der Diener ist nirgends zu finden. Dann lauscht sie wieder, ob sie nicht den Schritt des Malers vernimmt. Totenstille ringsum. Sie läuft in das Gemach Arnolds, dessen Türe nur angelehnt ist.

Wie ein gejagtes Wild stürmt sie hinaus

in den Wald. Aber wohin, wohin? Sie achtet nicht, daß sie vom Wege abweicht, daß die Ästen sie ins Gesicht schlagen, Dornen ihr Kleid zerreißen. Und sie betet. Was, weiß sie nicht. Nur immer aufs neue: "Herrgott im Himmel, laß mich ihn finden, laß mich ihn finden." Und da auf einmal, hinten, wo sich der Forst etwas lichtet, da steht er. Hundert Schritte von ihr noch entfernt. Aber zwischen ihm und ihr kleines hindernis des Strauchwerk. Und sie sieht, wie er die Hand erhebt. Wenn sie doch reden könnte! Noch nie hat sie den Verlust der Sprache so tief empfunden wie jetzt. Weiter leuchtet sie. Sie muß schreien. Sie fühlt, wie ihr die Kehle schmerzt, wie ein Ballen, den sie bislang in ihr zu fühlen gemeint, sich löst. Und da — ist's denn Wahrheit? Da tönt ihre Stimme laut und vernehmlich durch die Stille des Waldes:

"Arnold! Arnold! Halt ein!"

Ein Schrecken hatte ihr die Stimme geraubt, die Angst um das Leben des Geliebten hatte sie ihr wiedergegeben. "Das kann vorkommen," sagte der Arzt zu den beglückten Eltern. "Aber auf eine Angst hin läßt sich doch nicht drauf los kurieren."

"Nun ist der Prinz wirklich gekommen," meinte der Vorsteher, "und hat unser Waldfräulein erlöst." Und auf Monbijou ist neues Leben eingezogen. Denn das junge Ehepaar verbringt hier manchen Sommermond. Und oft genug kommen Gäste und erfüllen das Schloßchen mit Lachen und Jubel und freuen sich an dem Glück des Malers und seiner liebrenden Frau.

Arithmogryph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Ordensbrüder,
- 2 3 6 2 Ort auf den Samoainseln,
- 3 2 9 2 7 2 südamerikanischer Strom.
- 4 9 2 7 6 2 griechische Muse,
- 5 2 9 2 Stadt in Dalmatien,
- 5 9 8 7 8 griechische Göttin,
- 7 6 5 5 2 französische Stadt am Mittelmeer.
- 8 7 5 6 2 6 Hochgebirgsflanze,
- 9 4 3 6 8 ostindische Münze.

Citatenrätsel.

1. Das ist es ja, was man begehrt,
Der Kost macht erst die Münze wert
Goethe, "Faust".
2. Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.
Goethe, "Das Beste".
3. Liebe kennt der allein,
Der ohne Hoffnung liebt.
Schiller, "Don Carlos".
4. Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten.
Goethe, Torquato Tasso".
5. Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von
hinne,
Doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen.
Goethe, "Faust".
6. Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liebes Rauber waltet.
Schiller, "Die Nacht des Gesanges".
7. Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzosen,
Doch ihre Weine trinkt er gern.
Goethe, "Faust".
8. Nach Freiheit strebt der Mann,
Das Weib nach Sitte.

Aus jeder der obigen Sentenzen und gestülpten Worte ist ein Wort zu entnehmen; diese Wörter, der Reihenfolge nach gelesen, ergeben ein Citat aus Goethe's "Faust".

Buchstabenrätsel.

Entzihen herrscht an B, die Leute.
Sie fragen angstvoll, was geschehn.
Ein M an jenem L, der heute
War zum Besuch beim Kapitän.

Vierfüßige Charade.

Wenn Einer fände meine ersten Beiden,
Den Lauf der Zweiten aufzuhalten,
Der größte Herrscher würden ihn beneiden,
Er würd' als größ'rer Herrscher walten!
Vereinzelt wär' die Zahl der Mäßen, Schwaffen,
Die traurig seine Kunst würden verlachen!
Das Ganze bildet viele hundert Jahr,
Ich glaub' mit Luther wohl sein Abschluß war!